Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 53 (1982)
Heft: 2

Artikel: Das Heim ist mein Heim und gehört doch nicht mir
Autor: Roellin, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-809857

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Franz Roellin:

Das Heim ist mein Heim und gehört doch nicht mir

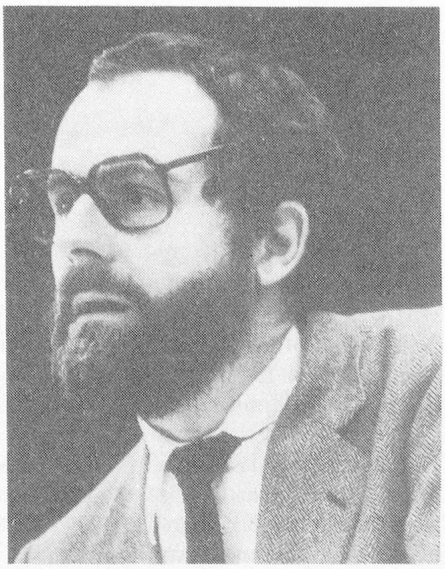
Wenn ich die scharfsinnigen und geistreichen Vorträge dieses Tages («Leben mit dem Neid», «Oekonomie zwischen Macht und Neid») nochmals Revue passieren lasse, steigt mir «der Neid der Besitzlosen» hoch – das ist ja unser Thema. Soviel Kluges, geschickt Formuliertes, eine Glanzleistung verbaler Darbietung! Wirklich, da kann man schon neidisch werden als praktisch tätiger Heimleiter. Als Reaktion darauf besteht meine einzige Möglichkeit – also meine Macht, meine Gewalt, vielleicht auch mein Trotz – zu demonstrieren darin, dass ich ab sofort so zu reden beginne, wie mir der Schnabel gewachsen ist.

Hier und jetzt nehme ich die Möglichkeit wahr, mich vor Ihnen mit dem Macht- und Neid-Verhältnis auf meine Art auseinanderzusetzen. Falls Sie jedoch hoffen sollten, sensationelle Stories zu hören, oder falls Sie vermuten sollten, Sie hätten es da mit einem besonders gewalttätigen Heimleiter zu tun, wären Sie auf einem Holzweg und hätten den falschen Finger verbunden. Aber falls Sie der Ansicht sein sollten, im Grunde sei es eigentlich eine Anmassung, wenn sich ein Praktiker über ein derartiges Thema auszulassen wage, könnten sie damit vermutlich den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Ich wäre Ihnen jedenfalls dankbar, wenn Sie meine Worte als Ausdruck meiner wirklich ganz persönlichen Meinung betrachten würden.

Sie sehen die Dinge durch Ihre Brille, und ich sehe sie durch meine Brille. Ich werde Ihnen schwerlich weltbewegende Gedanken vorlegen. Es handelt sich vielmehr lediglich um eigene Erlebnisse, Einsichten und Erfahrungen, die mir auf meinem Lebensweg zuteil geworden sind, auch um Gedanken von anderen, die ich gelesen und gesammelt habe, oder um Dinge, die mir andere vorgelebt haben. Man darf vielleicht von Rosinen reden, die ich herausgepickt habe, weil sie mir passen und weil ich an ihnen Geschmack finde.

Sie werden festgestellt haben, dass die Tagungsleitung den beiden Praktikern nur eine Vortragsdauer von je 20 Minuten zugebilligt hat, während andere Redner vor mir länger haben sprechen dürfen. Auch die Referenten von morgen werden über mehr Zeit verfügen. Meine Macht besteht darin, dass ich, statt 20 Minuten, nur fünf oder halt 21 Minuten lang reden werde. Sie sehen also, die ganze Problematik von Neid und Macht ist dauernd im Spiel. Im Programm steht als Titel nicht «Neid und Macht in unseren Heimen»; es ist interessant, dass das Wort «Gewalt» nur im Titel der beiden Praktiker-Referate vorkommt. Überzeugen Sie sich bitte selbst und lesen Sie nach! Lesen Sie bitte nach, dass mir als einem der beiden Praktiker von der Tagungsleitung zugemutet worden ist, von der Gewalt in *meinem* Heim zu reden. Allerdings: Der Titel ist eine Frage, und ich will sie auch beantworten.

Das Heim ist mein Heim und gehört doch nicht mir. Ich bin dort angestellt und bin dort daheim. Ich lebe in diesem Heim, zusammen mit meiner Frau und unseren drei Töchtern, mitten drin unter unseren Buben und Mitarbeitern, nicht in einem schöngelegenen Einfamilienhaus am Waldrand. Sie fragen: Wie lässt sich da leben? Antwort: Wir leben, nehmen Rücksicht aufeinander. Wir versuchen zu verzichten, setzen uns füreinander ein. Es gibt bei uns nicht das absolute Gebot der Selbstverwirklichung und es gibt auch nicht die absolute Autonomie. Wir kennen aber auch nicht die totale Unzufriedenheit, auch nicht die Interessenlosigkeit, auch nicht die totale, diffuse Aggression, auch nicht die totale Ziellosigkeit. Wir anerkennen, meine ich einfach – aber anscheinend ist es doch nicht so einfach – gewisse Maßstäbe und Werte wie Sorgfalt, Zuneigung, Vertrauen. Ich kenne drum in meinem Heim alle Buben, alle unsere Mitarbeiter. Ich merke es, wenn es meinen Buben oder den Mitarbeitern einmal nicht so gut geht, und diese merken es, wenn's mir nicht so rosig zumute ist. Ich glaube auch, jeden Busch auf dem Heimareal zu kennen, der von andern oder von mir gepflanzt worden ist.



Franz Roellin, Olsberg: Ich möchte nicht überall demonstrieren müssen, welch grossartig angepasster Heimleiter ich bin.

Ich glaube sagen zu dürfen, dass mein Heim mir Heimat bedeutet, für mich Heimat geworden ist, und ich glaube auch, dass um diese Heimat immer wieder neu gerungen werden muss. Heimat für mich, für meine Familie, für unsere Buben, unsere Mitarbeiter kann ich nur schaffen, wenn ich mich «daheim» fühle, wenn ich «daheim» bin. Heim und Heimat ist für mich nicht bloss ein äusserliches Wortspiel, sondern letztlich der Ort, wo ich selber heimisch und geborgen *sein* kann, wo ich mich nicht genötigt zu fühlen brauche, mich mit Krawatte und gestreifter Hose zu zeigen, wo ich das Leben als lebenswert empfinden darf, obschon auch unser Heim immer wieder von Neid und Gewalt bedroht wird – vom Neid und der Gewalt der Heimatlosen, der Orientierungslosen und der Verwahrlosten.

Beim Nachschlagen im Etymologischen Wörterbuch von Kluge bin ich auf die interessante Tatsache gestossen, dass «Gewalt» mit «Walten» zu tun hat und dass in den Umkreis auch Wörter, wie «Verwalter», «Besitz», «Heimat»,

(was mir überaus gefallen hat), «herrschen», «Knecht und Meister zugleich» gehören. Vielleicht steckt im Begriff «Gewalt» doch nicht immer bloss das Schreckliche und Erschreckende, wie wir meistens meinen.

1. Die Mitarbeiter-Suche

Ich komme zum zweiten Teil und nenne ein paar Dinge aus dem Heimalltag, die mich und wohl auch Sie bewegen. Zuerst: Die Suche von Mitarbeitern. Wo habe ich in dieser Beziehung Probleme in meinem Heim? Wo gibt es da Gewalt, wo Neid? Sie wissen alle, dass es heute eine «Kunst» ist, Mitarbeiter zu finden – echte, wirkliche Mitarbeiter, nicht Heimatlose, sondern die Heimatsuchenden, die Heimatbereiten. Es ist eine grosse «Kunst», Heimmitarbeiter zu finden mit eigenen gültigen ethischen und moralischen Maßstäben.

Und in diesem Zusammenhang überfallen mich neidvoller Zorn und die Versuchung, gewalttätig zu werden, wenn ich an die Stellenausschreibungen im gelben Stellenanzeiger des Fachblatts «Schweizer Heimwesen» denke. Wenn ich im Stellenanzeiger blättere, stelle ich immer wieder fest, dass es Heime gibt, die ihre Mitarbeiter nicht einfach suchen, sondern ködern. Ich kann zum Beispiel lesen

«Selbständige Arbeit in einem Team von qualifizierten Mitarbeitern», grosszügige Weiterbildungsmöglichkeiten, externes Wohnen, 5-Zimmer-Einfamilienhaus steht zur Verfügung, leistungsgerechter Lohn, verantwortungsvolle Tätigkeit in einem sozialpädagogischen Heim mit freundlicher Atmosphäre . . .»

Neidvoll muss ich sagen: In *meinem* Heim kann ich mit so tollen Angeboten nicht glänzen. Und ich muss mich fragen: Wo liegen denn eigentlich die Unterschiede im Auftrag der Heime? Ist denn der Auftrag, den die Heime haben, so unterschiedlich wie die Stelleninserate? Meine Gewalt, die ich in dieser Beziehung habe – Gewalt verstanden im Sinne von «verwalten», gemäss Kluge – ist sehr klein, sie liegt nahe bei der Ohnmacht.

Vielleicht habe ich die Möglichkeit, hier in Einsiedeln bei einem Glas Wein diesen oder jenen Heimleiter-Kollegen anzufragen, wie er sich persönlich eine loyale Werbung vorstelle – loyal gegenüber anderen Heimen mit ähnlichen Interessen.

2. Die Top-Erzieher

Zweites Beispiel das ich nennen möchte: die Top-Erzieher! Die Ausbildung der Heimerzieher beschäftigt mich immer wieder, wie sie Sie gewiss ebenfalls beschäftigt: Drei Dutzend Fächer in 3458 Stunden nach SAH-Normen. Top-Ausbildung mit Mitbestimmungsrecht, Strikken und Häkeln während der Soziologie-Stunde inbegriffen – Entschuldigung: man hat nicht von Stunden, sondern von Vorlesungen zu reden. Keine Noten, keine Prüfungen, denn man weiss, wer man ist und was man kann, weshalb also noch Prüfungen? Mitsprache in allen Bereichen, denn es könnte ja sonst ein Neuröschen geben, wenn ich nicht überall mitreden dürfte. Man kennt Diagnosen, Prognosen, Berichte, Therapien, psychiatrische und heilpädagogische Einsichten, Ansichten und – dies vor allem – Aussichten. Aber man ist meistens kaum reif und fähig genug, selbständig draussen im Wald und im Feld ein paar Blümchen zu suchen, einen blühenden Ast von draussen ins Zimmer eines Kindes zu stellen, wohlverstanden, mit den Kindern zusammen; freiwillig, ohne Auftrag, einen Tisch nach dem Essen zu putzen, Geschirr abzutrocknen – ich meine ganz schlicht: mit den Kindern zu leben, für sie dazusein.

Ich weiss nicht, ob Sie derlei Erfahrungen in Ihrem Heim schon haben machen müssen. Mir sind sie jedenfalls nicht erspart geblieben. Und es gelingt mir nicht immer, neidfrei und gelassen mich mit der Feststellung, das sei nun eben einmal der moderne Trend der Zeit, auf Distanz zu halten. Manchmal rege ich mich auch auf über diese «superdifferenzierte» Ausbildung. Ich habe nur eine Möglichkeit, eine Macht – die einzige vermutlich, die ich habe, vermutlich auch die sauberste, eindeutigste: den Mitarbeitern trotzdem immer wieder zu sagen und vorzuleben, dass Heim-Arbeit nichts anderes sein kann als Pflege des Menschseins, nicht Pflege der eigenen Schwierigkeiten und Probleme.

3. Die Professionalisierung

Weiterer Punkt unter dem Stichwort Professionalisierung! Darüber ist schon viel geschrieben worden, und man darf annehmen, dass in den kommenden Jahren noch manche Bücher diesem Thema gewidmet werden. Blosses Klagen über diesen Trend zur Professionalisierung, bzw. über die Grundrichtung und die Entwicklung nützt nichts. Professionalisierung bedeutet heute – für mich: noch mehr Heimatlosigkeit und noch weniger Demokratie im Heim, dafür aber umso mehr Bürokratie. Oft werde ich den Eindruck nicht los, dass durch die vermehrte und forcierte Professionalisierung die eigentliche Autorität verdrängt und ersetzt werden will. Und mit Gewalt werde ich künftig mich zur Wehr setzen gegen die unangemessene Anspruchsmentalität jeder weiteren Berufsgattung, die vorgibt, sich «für das Wohl der Kinder» im Heim einsetzen zu wollen. Damit habe ich nichts gegen eine – vernünftige – Spezialisierung gesagt.

4. Die Autorität

Sie kennen sicher auch die alte Geschichte des griechischen Denkers Platon, welcher vor rund 2000 Jahren erklärte, dass sich die Demokratie auflöse durch die Unersättlichkeit in der Freiheit, wenn die Väter ihre Kinder alles gewähren lassen, Lehrer ihren Schülern schmeicheln, statt sie mit starker Hand auf den geraden Weg zu führen und dass sie dafür nur Hohn ernten würden. Das Schlimmste sei, dass sich die Alten bei den Jungen gefällig zu machen suchten, indem sie an ihren Blödheiten und Albernheiten teilnehmen würden, um ja nicht den Eindruck zu erwecken, sie seien Spielverderber und auf Autorität versessen (vergl. Fachblatt Nr. 7/81, S. 303 Red.).

Diese Lebenswahrheiten gelten auch heute noch, sie sind nicht zeitbedingt. Meine Macht, meine Autorität als Heimleiter in der zweiten Lebenshälfte wäre daher die, Vorbild zu sein für den jungen Menschen (auch wenn es für ihn nicht immer angenehm ist, mich in dieser Art zu akzeptieren), Autorität aber auch selber voll und ganz zu anerkennen.

5. Die Experten

Wir fühlen uns alle hin und wieder, irgendwann und irgendwie, als Experten, als Leute vom Fach. Wir versuchen, uns mit Hilfe fremder Experten abzusichern, uns zu versichern, durch (intellektualistische) Planung jede Gefahr zu bannen. Ich zweifle jedoch sehr und glaube nicht, dass jede Erziehung, jede Betreuung planvoll und planbar sein kann und sein muss. Was ich glaube: sie müsste vielmehr sinnvoll sein. Oft scheinen wir die Begriffe «planvoll» und «sinnvoll» zu verwechseln. Ich glaube auch, dass in unseren Heimen ausreichend und gut genug geplant, aber viel zu wenig nach dem Sinn der Betreuung gefragt und gesucht wird.

Warum soll eigentlich im Heim – in meinem Heim – nichts mehr «scheps laufen», das heisst ohne Erfolg bleiben? Wer sagt denn und kann behaupten, dass wir allesamt fehlerlos sein müssten und keine Fehler machen dürften? Durch Finanzplanung, Raumplanung, Erziehungsplanung (und ihre Experten) soll anscheinend vermieden werden, dass im Heim überhaupt noch Überraschungen eintreten können. Aber ich frage: Können wir uns im Leben vor Überraschungen in dieser Art und in diesem Ausmass überhaupt absichern? Oder wäre es nicht eigentlich unsere Arbeit, das wirklich Einmalige – und das heisst auch: das Fehlerbehaftete – anzunehmen und zu akzeptieren? Jeder Betreute – in meinem Heim: jeder Bub – ist doch an jedem Tag ein bisschen anders. Jeder Mitarbeiter ist heute anders, morgen anders, also auch er nicht planbar.

Warum eigentlich ist die eigene Leistung dermassen anrüchig geworden? In jedem Heim gibt es auch heute noch vertrauenswürdige Menschen. Es gab sie gestern und es wird sie morgen geben. Wir können sie um Rat fragen und um Hilfe bitten. Mit ihnen zusammen werden wir immer wieder Lösungen finden, mag uns die Situation noch so vertrackt scheinen. Aber das ist, ich weiss es, nicht sehr modern. Man vertraut sich heute viel lieber dem Experten an. Es ist nicht mehr der Mensch, der wichtig ist mit seinen Problemen, sondern nur noch das Problem selbst ist interessant und der Weg zur Problemlösung.

Stichwort «Problemberatung», «Problemberater», «interdisziplinäres Team»: Ich kenne Ihre Erfahrungen nicht, selber habe ich die schlechtesten mit diesen Dingen nicht gemacht. Aber ich frage: Sollte man nicht versuchen, auch da wieder ein wenig vernünftiger zu sein, massvoller, weniger modernistisch? Meine einzige «Gewalt», die ich da habe, ist die, die mir niemand nehmen kann: Ich habe die Hoffnung, dass es auch im Heim – in meinem, in Ihrem, in unserem Heim – in den nächsten Jahren wieder etwas normalere Verhältnisse geben werde, das heisst, weniger professionelle Problemlöser und dafür wieder mehr Mitmenschen.

6. Reformen im Heim

Letztes Stichwort: Reformen im Heim. Die erdrückende Vielfalt von Vorschlägen zu Reform und Sanierung des Heimwesens, auch die «kritischen» Vorurteile einzelner Medienschaffenden, haben in den letzten Jahren die Heimszene geprägt. Sicher sind viele dieser Vorschläge dem ehrlichen Bestreben entsprungen, Veraltetes und Überlebtes abzulösen und zu verbessern. Doch wir, die im Heim tätigen Praktiker, sind bald nicht mehr in der Lage, uns über alle Neuerungen stets auf dem laufenden zu halten. Der Wallfahrtsort Einsiedeln regt mich an zu sagen, die alten Kirchengebete, die Litaneien von früher seien recht raffiniert abgelöst und ersetzt worden durch die Praxisgebete von heute. Ein solches Praxisgebet kann etwa so lauten: «Curriculum – Determinanten, erbarmt euch unser, Rationalisierung, wir bitten dich, erhöre uns. Evaluation, wir danken dir», Innovation, Statements, Papers, Dynamisierung, Emanzipation, Motivation, Kreativität, Koordination, Institutionalisierung – ich könnte eine ganze Liste mit einschlägigen Fremdwörtern füllen.

Mir will scheinen, da seien im Umkreis dieser Reformen und Fremdwörter ganz einfache Begriffe, wie Leistung, Disziplin, Hierarchie, Nächstenliebe, Aufopferung allzu sehr in den Hintergrund gerückt oder sogar vergessen worden. Ich bin auch der Überzeugung, dass diese Begriffe keinerlei unmenschlichen Zwangselemente enthalten. Ich glaube vielmehr, dass sie die wesentlichen Voraussetzungen markieren, welche menschliches Zusammenleben erst möglich machen.

Sie fragen: Wo ist Deine Gewalt? Meine Antwort: Sie besteht allein in der Hoffnung, dass wir in Zukunft auf Begriffe, wie Treue, Vertrauen, Rücksichtnahme, Zuverlässigkeit, Fleiss, Ordnung und auch Ehrfurcht vor Gott und seiner Schöpfung, uns wieder vermehrt besinnen werden. Nichts gegen die Fremdwörter des Fachjargons, wenn wir umgekehrt auch bereit sind, uns auf diese altüberlieferten Begriffe zu besinnen und auf sie zu hören.

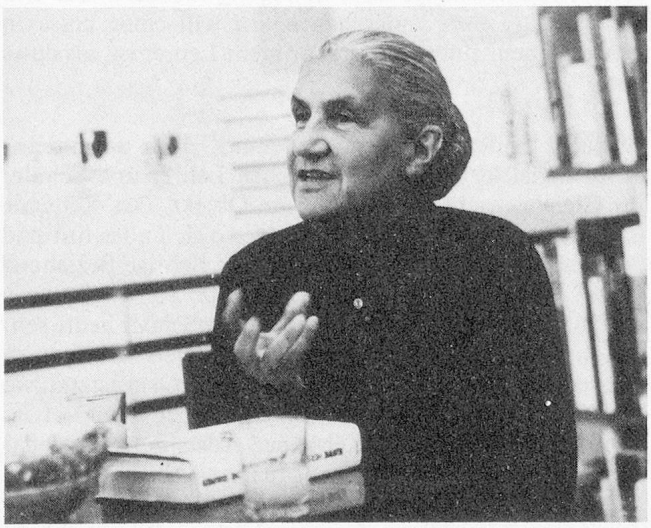
Im dritten Teil und zum Abschluss möchte ich *Jeanne Hersch* zitieren, und zwar eine Stelle, von der ich glaube, dass darin etwas Grundsätzliches zum Neid- und Gewaltproblem im Verhältnis zwischen Erziehern und Schülern zur Sprache kommt. Was Jeanne Hersch zum Erzieher-Schüler-Verhältnis sagt, gilt letztlich für alle zwischenmenschlichen Beziehungen. Ich glaube sogar, dass darin auch eine echte Lösung des Neid-Gewalt-Problems liegt. Jeanne Hersch (Anmerkung der Redaktion: Die Ausführungen der Genfer Philosophin werden im Anhang zu diesem Text im Wortlaut wiedergegeben) bezeichnet es als völlig unsinnig, sich die Beziehungen des Schülers zum Erzieher allein in den Schemata der Macht vorzustellen. Von Versklavung und Demütigung zu reden sei lächerlich, denn das stehe im Widerspruch zur eigentlichen und letzten Hoffnung des Lehrers und Erziehers. Der Lehrer will und hofft, dass der Schüler ihn übertreffe. Diese Hoffnung ist die Kraft, die uns (wieder mehr) bewegen sollte.

Tendenz zur Gewalttätigkeit ist nicht allein das Stigma unserer Generation. Wir sind nicht erst seit heute eine gewalttätige Gesellschaft. Die Umsetzung dieser Hoffnung, die Anwendung der Macht hat sich geändert. Ohne Gewalt ist eine Beziehung nicht möglich, auch nicht das Zusammenleben im Heim, keine menschliche Ordnung. Gewalt gehört in diese Welt und zu dieser Welt wie das Böse. Keiner kommt aus ohne sie, niemand kann sie abschaffen, auch mit den schönsten Theorien nicht, alle leiden unter ihr, doch niemand kann sich von ihr freihalten. Wir sind dazu verurteilt, glaube ich, ob wir's akzeptieren wollen oder nicht, die Gewalt zu erdulden, selber zu erleiden, sie aber mitunter auch zu benützen. Ich möchte in

meinem Heim weiter mit Neid und Gewalt leben müssen, ohne dass mir gleich wohlgemeinte psychologische Ratschläge erteilt werden, bloss wenn und weil es mir einmal passiert, dass ich einen Mitarbeiter anknurre, dass ich eine Türe zuschlage oder sonstwie aufgeregt durch die Gegend renne. Ich möchte nicht überall demonstrieren müssen, welch grossartig angepasster Heimleiter ich bin. Ich meine, dass Unzufriedenheit, Neid, Gewalt, ja vielleicht sogar Verzweiflung und Krise insofern «normal» sind, als sie unvermeidlich sind und zum Leben gehören.

Jeanne Hersch:

Der Lehrer will, dass der Schüler ihn übertreffe



Prof. Dr. Jeanne Hersch: Es ist völlig unsinnig, sich die Beziehung des Lehrers zu den Schülern in den Schemata der Macht vorzustellen. Aufnahme: Bruno Bührer

. . . Die Beziehung zwischen dem Lehrer und dem Schüler ist meiner Ansicht nach keineswegs, wie viele heutzutage sagen, eine Beziehung der Gleichheit. Es ist nicht wahr – auf welcher Stufe des Unterrichts es auch sei, ob im Kindergarten oder auf der Universität oder auf den Zwischenstufen –, dass der Schüler mit dem Lehrer auf der gleichen Ebene steht; denn wenn es so wäre, wäre der Lehrer kein Lehrer mehr, und die Schule oder die Universität könnte ohne ihn funktionieren. Es geht eben darum, dass die Beziehung keine Beziehung der Gleichheit ist . . .

Aber wenn diese Beziehung eben keine Beziehung der Gleichheit ist, dann schliesst das etwas ein, nämlich das erwähnte unpersönliche Element. Warum dieses unpersönliche Element? Der Lehrer behauptet nicht, dass er als Person die Überlegenheit hat. Er soll womöglich diese Überlegenheit haben, aber er begründet seine Beziehung nicht von dorther, sondern stützt sie darauf, dass er etwas darstellt. Er stellt sozusagen in seiner Person die Form der Klasse dar. Er verkörpert die Form der Klasse. Diese Form der Klasse, das ist ein nahezu festliches Element, in dem Kinder (und Menschen überhaupt) gerne leben. Es ist ein Element der Gestaltung, der Form, der Zeremonie, das im Alltag hilft. Es hilft im gemeinsamen Leben, und diesem Element gehorcht man, wenn man dem Lehrer gehorcht. Etwas Unpersönliches also. Ich möchte auch das illustrieren. Eine Schülerin von mir, ein sehr feinfühliges Mädchen, sagte mir einmal: «Wir haben zwei Arten von Lehrern. Wir kennen Lehrer, die wir sehr gerne haben; sie bleiben bei uns in der Pause, sie sprechen mit uns, und wir sind mit ihnen Kameraden. Aber seltsam, wenn sie am nächsten Morgen in die Schulklasse kommen, dann beobachten wir sie, um zu erraten, was sie inzwischen erlebt haben. Und wir haben andere Lehrer: Wenn diese die Türe aufmachen, dann haben wir immer das Gefühl, dass sie eben jetzt geschaffen wurden, ganz neu.» So hat eigentlich diese zweite Art von Lehrern für die Schüler kein persönliches Leben hinter sich, sondern sie sind eben nur plötzlich als Lehrer da.

Die Schüler brauchen beide Arten von Lehrern. Aber die erste ist heute viel mehr in Mode, und deswegen möchte ich die zweite Sorte verteidigen. Diese zweite Sorte, das sind jene Lehrer, die das Lehrertum in einer vielleicht ganz besonderen Reinheit verkörpern, und ihre Ungleichheit mit dem Schüler hängt davon ab, dass sie eben «der Lehrer» sind. Der Lehrer, das heisst keineswegs der Übermensch, oder der allwissende Mensch, sondern es bedeutet schlicht die Einfachheit, mit der der Lehrer als solcher etwas Wesentliches darstellt. Diese «symbolische» Funktion ist, wie ich glaube, sehr wichtig, und sie steht heute so sehr in Gefahr; weil wir Erwachsenen uns in einer solchen Unsicherheit befinden:

Der Lehrer hat grosse Mühe, die Gestalt der Klasse in sich als Lehrer – selbstverständlich ohne allen persönlichen Ehrgeiz oder Machtwillen – zu verkörpern. Diese Haltung ist ja gerade das Gegenteil von Machtwillen. Es geht überhaupt nicht darum, sondern nur um die Festlichkeit der Atmosphäre in der Klasse, jene gute Festlichkeit, die in einem bestimmten Sinn immer da sein sollte.

Natürlich vergesse ich dabei nicht, dass jeder Lehrer sich weiterbilden, sich erneuern muss, denn die Zeit verändert sich so schnell wie die Welt um uns herum. Aber indem man die Veränderung nicht vergisst, soll man auch das Permanente, das permanent Wesentliche der Lehrer-Schüler-Beziehung nicht vergessen. Das darf nicht verlorengehen. Ja, ich würde sagen: Im Gegenteil, je mehr ein Lehrer sich erneuert, je mehr er das neue Verlangen der Zeit versteht und ihm antwortet, desto mehr, desto besser kann er die permanente Lehrer-Schüler-Beziehung bewahren . . .

Der Lehrer soll eigentlich bei seinem Unterricht viel mehr an das denken, was er unterrichtet, als an den Schüler. Ich weiss, dass das, was ich jetzt sage, im tiefsten Widerspruch zur heutigen Psychologisierung des Unterrichtes steht. Aber ich tue es absichtlich, weil ich glaube, dass man – wie ich am Anfang ausführte – immer das betonen muss, was gegen den Strom geht. Der Lehrer soll bei seiner Lehrtätigkeit in der Klasse wirklich an das denken, was er unterrichtet. Ich spreche jetzt nicht von den Lehrerkonferenzen, wo man über Schüler diskutiert und wo es selbst-